

KULTUR

→ Fortsetzung von Seite 15

Beobachtungen stützen: Der Krieg war nicht nur ein Kampf um die besten Medienbilder geworden, sondern auch funktional zum Videospiel, zum Knopfdruck auf der Konsole hochkomplexer Waffensysteme – während die Opfer aus dem Blickfeld verschwanden.

Bemerkenswerterweise wurde es in den 1990er Jahren ruhiger um Baudrillard. Dabei schienen sich doch einige seiner radikaleren Prognosen zu bestätigen, etwa im medialen Exhibitionismus von Doku-Soaps und Big Brother, später durch Music Star, bei dem die SRG ihr eigenes Produkt als weltbewegende News in die Nachrichtensendungen hievt. Oder seit neuestem durch «Second Life»: das Leben im Netz, das verdächtig dem ursprünglichen gleicht und doch eine eigene lockende Qualität verspricht.

Im Angesicht solcher Entwicklungsschübe hatte sich die Kulturkritik verflüchtigt. Wenn Baudrillard ironisch-polemisch gewütet hatte, herrschte ein paar Jahre lang der einverständige Dumpf- und Frohsinn. Umgekehrt wurde Baudrillard selber pessimistischer. Seine Analyse geriet zur alttestamentarischen Prophetie über das postmoderne System, das nichts mehr ausser sich kennt und deshalb nur noch implodieren kann. Der Hohn auf universelle Konzepte wie die Menschenrechte oder den französisch geprägten Egalitarismus rückte ihn in die Nähe der Neokonservativen.

Dann erwies sich 9/11 wie eine Illustration von Baudrillards apokalyptischen Thesen. Als die Flugzeuge, am Fernsehen, live, in die Türme des World Trade Center stürzten, glaubten wir zuerst nicht alle, hier werde ein schlechter Hollywoodfilm inszeniert? Zugleich zeigte sich Baudrillards Differenz zu den Neokonservativen. Er begriff den Terrorismus als semiotischen Bestandteil des US-Weltsystems. Das beschrieb er plötzlich recht konventionell. Die Globalisierung, das Immergleiche, «beruht, wie früher der Kolonialismus, auf einer ungeheuren Gewalt. Sie schafft mehr Opfer als Nutzniesser, auch wenn die westliche Welt mehrheitlich davon profitiert.» Die «extrem gewaltsame» Globalisierung räume mit allen Differenzen und Werten auf, «indem sie eine vollkommen indifferente Kultur oder Unkultur» entstehen lasse.

Wolfgang Fritz Haug, nochmals er, hat gemeint, an solchen Bildern Baudrillards sei «nichts schlechthin falsch und doch das Ganze das Unwahre». Denn Baudrillard ging weiter: Als «endloses Wuchern, Auswuchs und Metastase» gebäre die Globalisierung zugleich den Terrorismus aus sich heraus, als Virus, der sich unwiderruflich eingenistet habe in der modernen Welt. Im manichäischen Schwarzweissdenken liess sich eine klammheimliche Freude am terroristischen Ausbruch ahnen, der als Katalysator womöglich ein System zum Einsturz bringen werde.

Via Google, dieses universelle Instrument im virtuellen Universum, bin ich auf ein Interview aus dem Jahr 2005 zwischen Baudrillard und der US-amerikanischen Journalistin Deborah Solomon gestossen. Solomon profiliert sich seit ein paar Jahren fürs «New York Times Magazine» mit leicht provokativen Fragen des angeblich gesunden Menschenverstands und ein wenig postfeministischem Sex-Appeal. Das Interview ist ein aufschlussreiches Dokument. Es illustriert einige Thesen von Baudrillard und führt sie zugleich ad absurdum. Die Fragen sind nicht an der Sache interessiert, sondern an selbst gesetzten Kriterien, etwa dem, ob eine Antwort neu oder witzig ist. Solomon und ihr Ruf bestätigen damit die Selbstbezüglichkeit der Medien.

Umgekehrt zeigt sich an Baudrillards Antworten, wie seine Provokationen nicht mehr dekonstruieren, sondern nur noch reduzieren. Was die USA in Irak beabsichtigten, meint er, sei, «den Rest der Welt auf dasselbe Niveau von Maskerade und Parodie zu hieven, auf dem wir uns bewegen, also den Rest der Welt in ein Konstrukt zu verwandeln, auf dass die ganze Welt vollkommen künstlich wird. Dann besitzen wir eine allumfassende Macht. Es ist eine Art Spiel.» Wie soll man solche Knäuel von scharfer Detailsicht und falscher Verallgemeinerung entwirren? Die Wende zur Medialisierung und der böse Blick darauf haben stattgefunden. Aber der Blick muss wieder genauer und differenzierter werden. ♦

POLITHTHRILLER Die Spannung in den historischen Romanen von Robert Harris rührt wesentlich daher, dass die Fakten von den Figuren selbst herausgefunden werden müssen.

Als plädierte Cicero vor einem US-Gericht

Von Peter Kamber

Robert Harris, 1957 geboren und Cambridge-Absolvent, war BBC-Fernsehjournalist, Redaktor beim «Observer» und Autor eines Buches über die gefälschten Hitler-Tagebücher, ehe er begann, historische Romane zu schreiben. Geschichte lebendiger darzustellen, gelingt zurzeit kaum jemandem (obwohl Harris in seinen Anfängen Dialoglöcher gerne mit Zigarettenrauch füllte).

Achtung: Fiktion

Harris pflegt einen durchaus konventionellen Stil, und doch begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Kontroverse. In seinem umstrittenen Erstling «Vaterland» (1992 in Englisch, 1996 in deutscher Übersetzung erschienen), einem kontrafaktischen Kriminalroman, schildert Harris eine Welt, in der die Nazis im Frühjahr 1943 über die Sowjets siegten und 1944 infolge entscheidender Decodierungserfolge das Vereinte Königreich und 1946, nach der Explosion einer V-3 im Himmel über New York, auch die USA zum «Frieden» zwangen.

Harris ging davon aus, dass es den Nazis gelungen wäre, die Schoah vollständig zu verschweigen (als ob nicht bereits seit Sommer 1942 Nachrichten darüber nach aussen drangen). Die Handlung spielt rund um den Geburtstag des noch lebenden Führers im April 1964, in einem Augenblick, da – Achtung: Fiktion – die letzten verbliebenen Zeugen der Wannsee-Konferenz über die sogenannte Endlösung einer nach dem anderen umkommen. Spuren aber führen die (nicht eingeweihten) Berliner Fahnder schliesslich zur letzten erhaltenen Einladungsliste der Konferenz. «Was soll man tun», sagt Xaver März von der Berliner Kripo, der seinen Ermittlungseifer mit dem Tode bezahlen wird, «wenn man sein Leben der Jagd von Verbrechern geweiht hat und

dann nach und nach entdeckt, dass die wirklichen Verbrecher die sind, für die man arbeitet?»

«Enigma» (1995–2001 verfilmt), der zweite Roman von Robert Harris, spielt in der hochgeheimen Welt von Bletchley Park, wo die ersten alliierten Entschlüsselungscomputer gegen die Nazikriegsmaschine antraten. Im Vordergrund steht eine – fiktive – ermordete, in Bletchley eingeschleuste britische Agentin, Claire Emily, die Geheimnisträger testete, indem sie sie in Liebschaften verwickelte. Einer der polnischen Kryptanalytiker, der sich in sie verliebte, wurde – ebenfalls fiktiv – zum Verräter, weil er es nicht ertrug, dass die Briten (die das Knacken der deutschen Enigma-Codes doch hauptsächlich polnischen Vorleistungen verdankten) zu den im Wald bei Katyn von den Sowjets erschossenen polnischen Offizieren schwiegen, nur um die Erfolge beim Abhören des Codes der Nazikriegsmarine nicht zu gefährden.

Harris' dritter Roman «Aurora» (1998), eine Mischung aus historischem Roman und zeitgenössischem Thriller, bei dem ganze Stücke nicht miteinander verbunden scheinen, kreist um Stalins Tod 1953, um ein – fiktives – Tagebuch einer kurz zuvor von Stalin vergewaltigten Mitarbeiterin sowie um putschwillige Alt- und Neustalinisten, die den aus dem Verbrechen hervorgegangenen Nachkommen weitab von Moskau zu einer Wiedergeburt Stalins erziehen.

Wasser ist alles

Überraschend folgte 2003 «Pompeji». Mit diesem historischen Roman, in dem der körperlich erschlaffte römische Universalgelehrte Plinius eine kräftig charakterisierte Nebenfigur bildet, erreichte Robert Harris auch literarisch eine neue Ebene, wenngleich er dem Krimigenre verbunden blieb. Aus der Perspektive des Römer Wasserbaumeis-

ters Attilius, der in den Süden geschickt wird, weil der dort zuständige Aquarius spurlos verschwunden ist, werden die zwei Tage vor dem Ausbruch des Vesuvus und die zwei Tage während des Vulkanausbruchs (79 nach Beginn unserer Zeitrechnung) erzählt, und dabei lässt Harris mit beeindruckend sicherem Strich eine römische Welt auferstehen, deren Korruption Züge der heutigen hat. «L.A. Confidential» auf Altrömisch sozusagen, die Aquädukte bilden die Adern der Zivilisation: «Wasser ist alles.» Doch die Supermacht Rom – und das ist die Gegenwarts Perspektive – verliert den Blick für die Grundlagen, auf denen die dünne Schicht Zivilisation beruht. Es ist eine militarisierte Gesellschaft, die auf Sklaverei, sprich: offener Ausbeutung eines Teils, der Menschheit basiert und in der die freigelassenen, arrierten Sklaven zu allem Elend selbst am grausamsten sind.

Verschwörungen, Putschversuche

Bisheriger Höhepunkt von Harris' Schaffen indessen ist sein neuestes, ambitioniertestes Werk «Imperium», der erste Band einer geplanten Trilogie zum Untergang der römischen Republik. Ein Roman über Macht, Herrschaft und Terror, der erneut beunruhigende Ähnlichkeiten mit der Gegenwart aufzeigt. Zeitlich spielt das Buch über hundert Jahre vor «Pompeji» und führt mitten hinein in die Verschwörungen und Putschversuche, denen dann, mit Cäsar (dessen demokratiefeindlichen Karrierismus Harris schonungslos entlarvt), erstmals der Griff zur Alleinherrschaft folgen sollte.

Hauptfigur ist kein Geringerer als der grösste Redner der Antike und Erfinder des modernen Strafprozesses Cicero, «berühmtester Anwalt der Welt», der von 106 bis 43 vor unserer Zeitrechnung lebte. Erzählt wird die Geschichte durch seinen einstigen Sklaven und Schreiber Tiro, der Cicero um mehre-

re Jahrzehnte überlebte und auch tatsächlich eine allerdings bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangene grosse Biografie von ihm schrieb. Plutarch (50 bis zirka 125 nach unserer Zeitrechnung) hatte aber diese verschollene Schrift Tiros immerhin noch für seine eigene kurze Biografie Ciceros ausgewertet. Ausserdem sind viele philosophische und rhetorische Werke und auch Reden, Briefe, Scherze Ciceros überliefert, insofern lag das Problem für Robert Harris nicht an einem Mangel an Stoff.

Eine ehrgeizige Frau

Der scharfzüngige, in seinem Witz oft verletzende Verteidiger der Republik Cicero zitterte und bebte vor seinen Redeauftritten stets, so überlieferte es Plutarch. Der Brite Harris legt seinen Cicero-Roman wie einen US-Gerichtsaalthriller an. Cicero, der keinem Senatorengeschlecht entstammte, schafft es nur dank seiner Beredsamkeit, die Erfolgsleiter bis ganz nach oben zu kommen (63 vor unserer Zeitrechnung eringt er das Konsulat), gerät aber längst vorher schon in die Kämpfe zwischen den neuen militärischen, sich populistisch gebärdenden Hegemonen (griechisch für «Führer») und dem altherwürdigen republikanischen, aber auch schrecklich snobistischen Adel. Zu diesem gehört auch seine eigene Frau Terentia («nicht von sanftem und schüchternem Wesen, sondern eine ehrgeizige Frau», laut Plutarch), und tatsächlich gehören die Szenen, in denen diese Frau ihrem Mann Kontra gibt, zu den glänzendsten Passagen von Harris «Imperium».

Noch vor den abschliessenden Teilen zwei und drei von «Imperium», mit den römischen Bürgerkriegen und dem grausamen Ende des Cicero, wird von Robert Harris im nächsten Herbst ein neuer «contemporary thriller» noch unbekanntes Inhalts erscheinen. ♦

«CONGO RIVER» Eine Reise auf dem zweitlängsten Fluss der Erde dient dem Belgier Thierry Michel als Vorwand, um die Geschichte des Kongo filmisch abzuhandeln. Jenseits der Finsternis und diesseits der Idylle.

Hinauf, auf dem grossen Fluss

Von Geri Krebs

Vier Dokumentarfilme hat Thierry Michel bereits über jenes immense Land gedreht, das von 1971 bis 1997 Zaire hiess. Der Despot Mobutu hatte den Namen erfunden, und als Mobutu 1997 geflohen war, befahl der neue starke Mann Joseph Kabila (Vater), dass das Land – mit dem Zusatz «demokratische Republik» – wieder unter jenem Namen erscheint, den es zuvor während Jahrhunderten innehatte: Kongo. Der über 4000 Kilometer lange gleichnamige Fluss im Herzen des Schwarzen Kontinents durchfliesst von der Quelle im Grenzgebiet zu Sambia das Land Kongo und mündet südwestlich der Hauptstadt Kinshasa in den Atlantik.

Der optischen Faszination dieses zweitgrössten Flusses der Welt, der hier in seinem Unterlauf Unglaubliches mit sich führt, ist auch Thierry Michel erlegen. Zu Beginn der Reise, von der Mündung bis zur Quelle, erscheinen immer wieder jene halluzinativ anmutenden Aufnahmen von einem Fluss, auf dem sich sanft ganze Inseln meerwärts bewegen. Insgesamt 1700 Kilometer des Kongo sind mit grossen Schiffen befahrbar, der Rest kann wegen Stromschnellen, Wasserfällen, Sandbänken und

zu geringer Wassertiefe gar nicht oder dann nur unter grössten Gefahren mit kleinen Booten und Einbäumen befahren werden. So weit es möglich war, hat Thierry Michel mit seiner Equipe die Reise auf einem riesigen, vollbepackten Flussdampfer gemacht. Die Ausführungen des Kapitäns zu Gegenwart und Geschichte ziehen sich als roten Faden durch die ersten zwei Drittel des Films.

Erschreckend zynisch

Thierry Michels Absicht, nicht dem medialen Klischee vom finsternen, in Kriegen, Elend und Rückständigkeit versinkenden Afrika zu verfallen, erscheint dabei manchmal ziemlich deutlich. Stattdessen gibt es viel Lebensfreude, Farbenpracht, fantastisches Improvisationsgeschick der Menschen, einen mitreissenden Soundtrack und atemberaubend schöne Landschaften. Dazwischen immer wieder Archivmaterial von der kolonialen Vergangenheit, man sieht die weissen Beamten und Sklaventreiber bei ihrer Arbeit, bald unfreiwillig komisch, bald erschreckend zynisch. Der Film beginnt mit Sequenzen aus einem schwarzweissen Spielfilm über die legendäre Begegnung der Forscher David Livingstone und Henry Morton Stanley am Oberlauf des Kongo

im späten 19. Jahrhundert und gibt damit den zunächst locker-heiteren Tonfall vor.

Das ist nicht ganz unproblematisch bei einem Film über ein Land, in dem zwischen 1991 und 2003 mit rund 3,5 Millionen Toten mehr Menschen durch Kriege ums Leben gekommen sind als sonst irgendwo auf der Welt seit dem Zweiten Weltkrieg, ohne dass sich die internationale Gemeinschaft allzu sehr darüber aufgeregt hätte.

Doch diese Realität holt den Film nach neunzig Minuten doch noch ein, drastischer als erwartet. Die Erzählungen eines Arztes in einem Spital in Kisangani (einer der während Jahren am meisten umkämpften Regionen), der nüchtern berichtet, was Soldaten mit sechsjährigen Mädchen gemacht haben, lassen einen als Zuschauer an Flucht aus dem Kinosaal denken. Doch die Berichte von Kriegsgräueln sind Vergangenheit, seit 2003 herrscht ein prekärer Friede.

Anknüpfend an bessere Zeiten

«Kongo ist heute wieder dort angelangt, wo es vor 47 Jahren schon einmal war», sagt Thierry Michel und betont, dass damals allerdings ein Land seine Unabhängigkeit erreichte, das über eine

hervorragende Infrastruktur verfügte. «Die Strassen zwischen den grösseren Städten waren so gut, dass man die 2000 Kilometer von Norden nach Süden in zwei Tagen bewältigte, mit einem normalen Auto. Das Gesundheitswesen war das beste in ganz Afrika, selbst aus Südafrika kamen Patienten.»

Heute gibt es nur noch den grossen Fluss als Verbindung zwischen den einzelnen Landesteilen, Strassen und Eisenbahnlinien sind zugewachsen. Doch man sieht im Film in einer Szene, wie Arbeiter eine Bahnlinie praktisch mit blossen Händen freilegen und der Natur zu entreissen beginnen. Das war vor zwei Jahren. Seither ist nicht nur die erste Brücke über den Kongo repariert worden, sondern am 9. März 2007 sei hier erstmals seit über dreissig Jahren wieder ein Zug gefahren, erzählt Thierry Michel im Gespräch. Und vielleicht hat er ja recht mit seinem Optimismus.

«CONGO RIVER, AU-DELÀ DES TÉNÉBRES». Belgien 2005. Regie: Thierry Michel. Ab 22. März in Deutschschweizer Kinos. Im Zürcher Kino Nord-Süd findet am Mittwoch, 21. März, um 20 Uhr eine Vorpremiere in Anwesenheit von Thierry Michel statt. Dieser Abend eröffnet eine von Greenpeace initiierte Reihe über den Schutz des tropischen Regenwaldes.